

Zeitschrift für Diskursforschung
1. Beiheft 2015

**Zeitschrift für
Diskursforschung**
Journal for
Discourse Studies

**Diskurs – Interpretation –
Hermeneutik**

1. Beiheft

Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver
(Hrsg.)

BELTZ JUVENTA

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Einleitung | 2 |
| <i>Daniel Wrana</i> Zur Lokation von Sinn. Das Subjekt als Bedingung und Gegenstand von Diskursanalyse und qualitativer Forschung | 14 |
| <i>Rainer Diaz-Bone</i> Die Sozio-Epistemologie als methodologische Position Foucaultscher Diskursanalysen | 43 |
| <i>Dietrich Busse</i> Diskursanalyse und Hermeneutik. Ein prekäres Verhältnis | 62 |
| <i>Werner Holly</i> Diskurse verstehen? Optionen linguistischer Diskurshermeneutik | 86 |
| <i>Ekkehard Felder/Anna Mattfeldt</i> Linguistik als hermeneutische Wissenschaft. Das schwierige Verhältnis von Text und Bild im Diskurs | 107 |
| <i>Noah Bubenhofer/Joachim Scharloth/David Eugster</i> Rhizome digital: Datengeleitete Methoden für alte und neue Fragestellungen in der Diskursanalyse | 144 |
| <i>Reiner Keller</i> Weber und Foucault. Interpretation, Hermeneutik und Wissenssoziologische Diskursanalyse | 173 |
| <i>Willy Viehöver</i> Narration und Interpretation. Überlegungen zum hermeneutischen Strukturalismus Paul Ricoeurs | 211 |
| Die Autorinnen und Autoren | 261 |

Werner Holly

Diskurse verstehen?

Optionen linguistischer Diskurshermeneutik

Zusammenfassung: Obwohl die Frage, in welchem Sinn man Diskurs(e) verstehen kann, keineswegs trivial ist, beschäftigt sich die moderne Diskurslinguistik (wie die Linguistik generell) kaum mit der Reflexion hermeneutischer Verfahren. Deshalb werden hier Optionen linguistischer Diskurshermeneutik vorgestellt und diskutiert. Teils aus der historischen Semantik, teils aus der Textpragmatik hervorgegangen, hat sie einerseits eher enge, andererseits zu komplexe Interessen verfolgt. Ein anderes, texttechnologisches Vorgehen wirft die Frage nach der Rolle der Hermeneutik neu auf. Viel grundsätzlicher kann man Diskurse als den empirischen Ort der Semiose im Sinne einer unverfälschten Saussure-Rekonstruktion verstehen.

Schlagwörter: Diskurslinguistik, linguistische Hermeneutik, historische Semantik, distributive Semantik, Frame, Semiose

Summary: How can discourse(s) be understood at all? This is a complex issue, which in spite of its significance, has not led to much hermeneutic reflection in discourse linguistics in particular, nor in linguistics in general. This essay attempts to engage with this debate by introducing and discussing different approaches in linguistic discourse hermeneutics. Partly originating from historical semantics, partly from text pragmatics, discourse linguistics has adopted either too narrow or too complex a pathway. An alternative text-technological approach raises the issue of the role of hermeneutics afresh. This essay argues that following a reconstructed Saussurian theory of language, discourses should be analysed as the empirical site of semiosis.

Keywords: discourse linguistics, linguistic hermeneutics, historical semantics, distributional semantics, frame, semiosis

1. Hermeneutische Berührungsgänge vs. hermeneutische Begründung der Linguistik

Man könnte mit einem simplen Zweifel an der Möglichkeit von Diskursverstehen beginnen, der aber bald – jenseits von alltäglichem Verstehen – in die pauschale Einsicht münden müsste, dass die Hermeneutik für die Sprachwissenschaft insgesamt nicht nur ein unhintergebarbarer Zugang, sondern darüber hinaus ein Schlüssel für das Verständnis zentraler linguistischer Fragen sein müsste und weiter: die linguistische Diskursforschung der Ort ihrer empirischen Erschließungen.

Die Ausgangsfrage könnte also lauten: Kann man Diskurse überhaupt verstehen? – Sicher nicht in dem einfachen Sinn, in dem man alltäglich problemlos versteht, was jemand gemeint hat. Denn *Diskurs* soll hier etwas Gesellschaftlich-Öffentliches von einer gewissen Komplexität sein, das kein Einzelner geäußert und gemeint haben kann; allenfalls könnte man alle Einzeläußerungen, die einen Diskurs ausmachen, in diesem Sinn verstehen, aber das hieße noch nicht ‚einen Diskurs verstehen‘, denn er soll ja mehr sein als nur eine Summe von Äußerungen, z. B. soll er spezielle intertextuelle Bezüge enthalten, die es erst rechtfertigen, einen diskursiven Zusammenhang der betreffenden Texte zu unterstellen und die man mitverstehen müsste, auch wenn der jeweilige Autor sie gar nicht gemeint hat (Busse/Teubert 1994, S. 14).

Dies allerdings würde einen geübten Versteher noch nicht überfordern, der immer damit rechnet, dass er den Äußerer besser versteht als der sich selbst: So tun es jedenfalls nicht selten alltägliche Besserwisser und professionelle Berater oder Therapeuten. Zugleich haben wir aber die problemlosen Fälle verlassen, in denen jemand etwas meint, das dann vom andern einfach verstanden wird. In einer differenzierenden Redeweise wird dann eher von *Auslegen, Deuten, Interpretieren* gesprochen, die auch das Geschäft der wissenschaftlichen Hermeneutik sind. Es war gerade die Grenze der einfachen Komplementarität von Meinen und Verstehen, die in der Blütezeit der Hermeneutik bei Dilthey als eigentliche Aufgabe und Begründung einer ‚Kunstlehre des Verstehens‘ in den Blick genommen wurde, also Fälle, in denen etwas – aber nicht alles – ‚fremd‘ erscheint:

„Die Auslegung wäre unmöglich, wenn die Lebensäußerungen gänzlich fremd wären. Sie wäre unnötig, wenn in ihnen nichts fremd wäre. Zwischen diesen beiden äußersten Gegensätzen liegt sie also. Sie wird überall erfordert, wo etwas fremd ist, das die Kunst des Verstehens zu eigen machen soll.“ (Dilthey 1958, S. 225; zitiert nach Jung 2001, S. 20)

Wenn man Diskurse – schon wegen ihrer Komplexität – also nicht ‚einfach verstehen‘ kann, so lautet die Schlussfolgerung: dann muss man sie ‚deuten‘, zumal es um Zeichenhaftes geht, das Bedeutung hat, das sinnhaft ist und deshalb immer erst einmal verstanden oder verstehend gedeutet werden muss, was immer man dann darüber hinaus an kognitiven Operationen anschließen mag. Was, wenn nicht Diskurse, muss man also deuten oder interpretieren?

Hier kann man nun einwenden, dass Diskursanalyse eben gerade nicht primär auf das Verstehen von Texten zielt, sondern auf „die Explikation des gesamten verstehensrelevanten Wissens“ (Ziem 2008, S. 389); es gibt allerdings durchaus Bedarf an Interpretation, in den Worten von Busse und Teubert:

„Diskursanalyse, als ein fortschreitend die Korpusbildung korrigierendes Lesen, weist [...] eine strukturelle Parallele mit der auf Einzeltexte bezogenen hermeneutischen Tätigkeit auf [...]. Nur daß sich ihr Interesse eben nicht auf ein ‚besser verstehen‘ eines einzelnen Textes richtet, nicht auf das ‚von einem Textautor wirklich Gemeinte‘, sondern auf ein Lesen, welches die impliziten Voraussetzungen der Möglichkeit des im Text Gesagten als Resultat interdiskursiver (intertextueller, semantischer, epistemischer, thematischer, gedanklicher) Relationen herauszufinden trachtet.“ (Busse/Teubert 1994, S. 18)

Mit anderen Worten: Das Interesse hat sich verschoben, die Methode bleibt, denn ohne Interpretation – so kann man vorerst festhalten – kann man Diskurse nicht bearbeiten. Die entscheidende Frage ist demnach, wie solche Deutungen und Interpretationen zu bewerkstelligen sind. Es gibt verschiedene Disziplinen, die sich traditionell mit dieser Frage beschäftigt haben, sei es aus grundsätzlichen erkenntnistheoretischen Gründen wie die Philosophie, sei es aus eher praktischen Gründen wie die Theologie, die Rechtswissenschaft oder die Literaturwissenschaft. Auch andere Kultur- und Geisteswissenschaften, die in unserem Kontext vielleicht noch einschlägiger sind, haben ein beachtliches hermeneutisches Methodenbewusstsein entwickelt, nicht zuletzt bis heute die Sozialwissenschaften in der Nachfolge Max Webers, wofür nicht nur Monographien und Sammelbände, sondern auch die Aufbereitung und Weiterentwicklung in aktuellem Lehrbuchwissen eindrucksvolle Belege liefern.¹

1 Z. B. Soeffner (1989), Schroer (1994), Hitzler/Honer (1997), Hitzler/Reichertz/Schroer (1999), Kurt (2004), Keller (2012).

Man sollte meinen, dass die Sprachwissenschaft, die ja wohl zuvorderst für den zentralen hermeneutischen Gegenstand, die Sprache, zuständig ist, eine ähnliche Fülle, Breite und Tiefe an hermeneutischer Reflexion hervorbracht haben müsste: Dem ist aber nicht so. Obwohl kein Sprachwissenschaftler ohne Verstehen arbeiten kann und obwohl auch sehr viele, wenn nicht die meisten Sprachwissenschaftler wissen oder doch einräumen würden, dass sie hermeneutisch vorgehen, ist die Berührungsangst gegenüber einem szientifisch aufgeladenen und perhorreszierten Soft-Selbstverständnis, wie es für einen modern-linguistischen ‚echten Wissenschaftler‘ mit dem Etikett ‚Hermeneutik‘ verbunden ist, nach wie vor übergroß.

Aber es gibt eine sehr viel weitergehende Begründung, warum die Linguistik sich ausführlich um eine linguistische Hermeneutik bemühen müsste. Man kann nämlich mit guten Argumenten so weit gehen wie Jäger, der in verschiedenen Beiträgen (seit 1975) eine „hermeneutische Begründung der Sprachtheorie“ gefordert hat, die sogar eine gegenstandskonstitutive Motivierung *linguistischer Hermeneutik* liefert und von der noch zu reden sein wird. Die Frage des Verstehens liegt nämlich im Zentrum des Verstehens dessen, was Sprache ist und wie sie funktioniert.

Entsprechende Ansätze existieren: Außer den anhaltenden Vorstößen von Jäger hat z.B. Biere (1989) eine linguistische Einordnung der hermeneutischen Tradition vorgenommen, aber derartige Bemühungen sind rar. Der linguistische Mainstream ist weit davon entfernt. Die Wortverbindung *Linguistische Hermeneutik* findet sich erst in einem programmatischen Artikel von Fritz Hermanns (2003), auf den dann auch der gleichnamige Sammelband Hermanns/Holly (2007) zurückgeht, mit einigen Beiträgern, die schon länger explizit eine hermeneutische Positionierung in der Sprachwissenschaft vertreten haben.

Die allgemeine hermeneutophobe Zurückhaltung der modernen Linguistik mag außer in wissenschaftshistorisch begründeten Abgrenzungstendenzen gegenüber Philologie und Literaturwissenschaft auch Gründe haben in der strukturalistischen und grammatischen Reduktion auf ‚Formen‘, auf Laute, Wörter und Sätze, auf das Sprachsystem, auf die Ausklammerung pragmatischer Aspekte und all dessen, was mit dem Verstehen anspruchsvoller Äußerungen in Kontexten zu tun haben könnte. Als nach der so genannten pragmatischen Wende mit der Erweiterung auf Texte, Kontexte, Sprachgebräuche dann auch Modelle der Text- und Gesprächsanalyse entwickelt wurden, war dabei von Hermeneutik nur in seltenen Fällen – wie etwa bei Busse (1987) oder Fritz (1998) im Kontext einer historischen Semantik – die Rede.

Im Zusammenhang der sich neu formierenden Diskurslinguistik war es wiederum Hermanns (2007), der mit einem Beitrag zur „Diskurshermeneutik“ interpretative Reflexion vorantrieb; dabei ging er auch einige Spielarten von Diskurslinguistik durch und merkte etwa zur ‚Korpuslinguistik‘ (im

engeren Sinne) an, sie sei „wohl hauptsächlich edv-gestützte Sprachstatistik“, und: „Als Statistik braucht sie keine Hermeneutik“ (ebd., S. 200). Dies scheint mir allerdings angesichts der neueren Entwicklung auf diesem Feld ein etwas vorschnelles Urteil. Ich möchte mich deshalb hier daran machen, die Rolle der Hermeneutik für eine linguistische Diskursforschung noch einmal zu überdenken, indem ich nach einem kurzen Überblick über ihre bisherigen Ausprägungen (Abschnitt 2) auf eine solche neuere korpuslinguistische Vorgehensweise und ihre hermeneutischen Implikationen näher eingehe (Abschnitt 3), um abschließend die Frage aufzuwerfen, ob nicht Diskurse die Orte sein müssten, an denen die „hermeneutische Begründung der Sprachtheorie“, von der Jäger (1977) gesprochen hat, empirisch aufzusuchen ist, und damit eine (hermeneutisch verstandene) linguistische Diskursforschung das Projekt deren empirischer Erschließung.

2. Linguistische Diskursforschung: zu eng oder zu komplex?

Die (deutsche) linguistische Diskursforschung versieht sich heute gerne und zu Recht mit dem Etikett „transtextuell“ (siehe z. B. die Untertitel von Warnke/Spitzmüller 2008 und Spitzmüller/Warnke 2011), so dass man versucht sein könnte, hier eine Entfaltungslogik der linguistischen Forschung hin zu immer größeren Einheiten (Laut, Wort, Satz, Text, Diskurs) zu sehen; dennoch liegen ihre Anfänge in der historischen Semantik bzw. in der pragmatischen Textlinguistik, und es ging bei ihrer Entwicklung eher um ‚außerlinguistische‘ Interessen als um ‚binnenlinguistische‘ Konsequenz.

Zum einen der beiden Stränge, die ich hier unterscheiden will: Die in der Geschichtswissenschaft entstandene „Begriffsgeschichte“ von Reinhart Koselleck (1972), die den umfangreichen „Geschichtlichen Grundbegriffen“ zugrunde liegt (Brunner/Conze/Koselleck 1972-1997), strahlte aus auf linguistisch-semantische Forschung und wurde auch schon früh von Busse (1987), der sich auf Foucault berief, mit der Forderung nach diskursgeschichtlicher Einbettung verbunden. Aber noch die in den 1990er-Jahren aus der Düsseldorfer Schule (Stötzel, Wengeler, Jung, Liedtke, Böke, Niehr) hervorgegangenen Einzeldiskursanalysen gehen zurück auf die Idee einer „Sprachgeschichte als Geschichte des öffentlichen Wortschatzes“ (Stötzel 1995, S. 15); man kam dabei allerdings zu der Einsicht, dass eine „Gliederung nach Themenkreisen oder Problemsektoren“ (ebd., S. 14) sinnvoll sei, so dass man „länger andauernde öffentliche Debatten“, „Konfliktdiskurse“ (ebd.) analysierte und dies nicht mehr nur lexikalsemantisch, sondern auch argumentativ-pragmatisch. Während der Titel der zentralen Publikation „Kontroverse Begriffe“ (Stötzel/Wengeler 1995) noch auf die Herkunft aus der politisch-

historischen Wortsemantik verweist, stehen danach eindeutig „Diskurse“ im Fokus. Den Wendepunkt, an dem man sich orientierte, markiert sehr klar der Sammelband Busse/Hermanns/Teubert (1994), der wiederum im Titel den Übergang formuliert: „Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte“, darin der gerne zitierte Aufsatz von Busse/Teubert (1994) („Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik“), der die Einbeziehung der Diskursebene als linguistischen Gegenstand methodisch legitimiert und forschungspraktisch mit einer Korpusorientierung verbindet, immer noch in der Perspektive einer historischen Semantik (Busse/Teubert 2013), wobei Diskursanalyse nun „auch als eine Form der Wort-, Satz- oder Textsemantik angesehen werden“ kann (Busse/Teubert 1994, S. 22). Auch mit der Erweiterung des linguistischen Analyserahmens hin zu Frames und sprachlichen Wissensstrukturen wird noch einmal der Weg von einer mehr lexikal-semantischen Orientierung (wie etwa bei Konerding 1993) hin zu grammatischen und allgemein kognitiven Perspektiven in einer Diskursverankerung nachvollziehbar (z. B. Fraas 1996, Ziem 2008). Hätte man früher eine gewisse Engführung der Perspektive in einer ausschließlich historischen oder in einer lexikal-semantischen Ausrichtung sehen können, so kann davon aktuell keine Rede mehr sein.

Der andere Strang der linguistischen Diskursforschung mit internationaler Genese geht noch weiter zurück auf die Zeit der pragmatisch-textlinguistischen Wende in der Sprachwissenschaft und hat – in verschiedenen Ausprägungen und Schulen (dazu z. B. Keller 2007, S. 26–34; Spitzmüller/Warnke 2011, S. 97–114) – eine kritisch-wertende Ausrichtung als gemeinsames Merkmal. Entsprechend geht es in allen diesen Ansätzen (mit oder ohne Bezug auf Foucault) um die Auseinandersetzung mit der Machtproblematik, um die Frage, inwieweit und wie die Analyse der sprachlichen Verhältnisse hegemoniale Strukturen sichtbar und veränderbar machen kann. Hier hat man die Engführung vor allem im kritischen Engagement gesehen, das zu Verfälschungen führen könnte; dabei ist gelegentlich ein kaum zu erreichendes Ideal einer interesselosen Sicht auf Daten, deren Erhebung selbst schon interpretativ sein muss, im Hintergrund.

Methodisch zeichnen sich die Arbeiten beider Stränge dadurch aus, dass sie bei allen Unterschieden in Traditionen und Bezugnahmen jeweils ein breit gefächertes Repertoire an linguistischen Analysekatoren ins Spiel bringen, das demonstriert, was eine linguistisch informierte Diskursanalyse an sprachlichen Strukturen gegenwärtig zu explizieren in der Lage ist. Umso erstaunlicher ist, dass andere Disziplinen davon relativ wenig zur Kenntnis zu nehmen scheinen. So beklagt Busse in einem „Rückschau“-Artikel:

„In Busse (1987, S. 264 ff.) war ein Katalog von möglichen wichtigen Arbeitsschritten einer (linguistisch motivierten) Diskursanalyse im An-

schluss an Foucault aufgelistet worden [...]. Dieser Katalog ist kaum rezipiert worden, und wenn doch, dann meistens von Historikern (d.h. den einzigen, die damals an einer solchen Art von Analyse interessiert waren).“ (Busse 2013, S. 36)

Man könnte die aus linguistischer Sicht ketzerische Frage anschließen, ob ein ‚mageres‘ Instrumentarium vielleicht sogar auch schon ausreichen könnte, um relevante Diskursstrukturen zu ermitteln. Es kann nämlich auch sein, dass die (hermeneutisch-interpretativ verfahrenende) Diskursforschung immer schon auf umfassende Alltagskompetenzen zurückgreifen kann und es deshalb einer ausgefeilten linguistischen Analyse gar nicht bedarf. Auf jeden Fall ist zu beobachten, dass der analytische Reichtum möglicher Analyse-kategorien zugleich mit einer unhandlichen Unübersichtlichkeit und unterstrukturierter Vielfalt bezahlt wird, der – ähnlich wie in der Stilistik – einerseits kunstvolle Interpretationen ermöglicht, andererseits zu wenig aussagekräftigen Listen von kaum zu gewichtenden und integrierenden Befunden führen kann.

Der im Anhang von Busse (2013) wiederabgedruckte Katalog enthält Erläuterungen zu vier Ebenen und dann zu 17 Schritten, die z. T. noch einmal untergliedert sind und von denen es heißt: „Hier können [...] nur einige Anhaltspunkte (heuristisch) genannt werden, welche *auf jeden Fall berücksichtigt werden müssen*“ (Busse 2013, S. 45; Hervorhebung W.H.).

Nun ist der Versuch nur allzu verständlich, dem Generalverdacht, unter dem jedes hermeneutische Vorgehen steht, es sei nicht methodisch und deshalb unwissenschaftlich, durch ein eindrucksvolles Verzeichnis von Analyseschritten, durch ein ‚Modell‘, entgegenzutreten. Solche Listen von Analyseschritten oder wenigstens Analyseprinzipien sind in den verschiedenen Disziplinen üblich, so z.B. im Abschnitt zu „Analyseverfahren erhobener Daten“ im „Handbuch Qualitative Sozialforschung“ (Flick et al. 1995, S. 209–248). Die derzeit eindruckvollste Zusammenstellung von Analysegesichtspunkten zu einem Modell haben für die linguistische Diskursforschung Warnke/Spitzmüller (2008) bzw. Spitzmüller/Warnke (2011) unter dem Label DIMEAN (Diskurslinguistische Mehr-Ebenen-Analyse) vorgelegt: Drei Ebenen, fünf Analysefelder, neun strukturelle Aspekte, 41 Einzelkategorien, z. T. höchst komplexer Natur. Rein forschungspraktisch wird kein Forschungsteam – und schon gar kein Einzelkämpfer – in der Lage sein, größere Datenmengen nach all diesen Gesichtspunkten zu beschreiben und diese Beschreibungen zu integrieren. Hat es Folgen für die Gesamtinterpretation, wenn man hier auswählt, und welche Folgen können es sein? Das Problem scheint gegenwärtig nicht zu sein, dass linguistische Analysen durch die Fokussierung auf Sprache zu eng geführt sind; seit der anti-reduktionistischen Bewegung in der Sprachwissenschaft, die mit dem Slogan „Sprache und

mehr“ umrissen werden kann (s. dazu den Sammelband von Linke/Ortmann/Portmann-Tselikas 2003) und die mit der Erweiterung auf andere Zeichensysteme auch die Einbeziehung von multimedialer (d.h. multimodaler und multikodaler) Kommunikation nicht mehr scheut, droht eher das Problem von Überkomplexität, wie Busse kritisch-selbstkritisch bemerkt:

„Nicht zuletzt auch das neueste Modell einer linguistischen Diskursanalyse nach Foucault, das DIMEAN-Modell von Warnke/Spitzmüller (2008, 2011), zeigt, dass das (schon in der [...] Liste von Busse 1987 ersichtliche) Problem der Komplexität jedes Versuchs, einen Methodenkanon für die Diskursanalyse zu formulieren, fortbesteht.“ (Busse 2013, S. 38)

Auch Scharloth, Eugster und Bubenhofer zweifeln an der Ergiebigkeit komplexer Analysemodelle und fügen dem den Verdacht hinzu, hier werde vielleicht doch „Objektivität suggeriert“:

„Die linguistische Diskursanalyse begnügt sich damit, mit dem Anspruch der linguistischen Disziplinierung und der Verwissenschaftlichung immer komplexere Kataloge mit Analysekatoren und Methoden zu entwerfen, deren Umsetzung immer mehr Ressourcen verschlingt, deren heuristischer Mehrwert aber nicht belegt ist. Diskurslinguistinnen und -linguisten ernten auf interdisziplinären Konferenzen angesichts der geringen Originalität ihrer mit großem Methodenrepertoire gewonnenen Erkenntnisse häufig ein Achselzucken von ihren Kolleginnen und Kollegen aus den anderen Sozial- und Kulturwissenschaften. [...]

Zwar suggerieren die Kategorienkataloge und Methodenrepertoires wissenschaftliche Objektivität, eine präzise Bestimmung dessen, was Variation in den einzelnen Kategorien über geistes-, ideologie- oder wissensgeschichtliche Entwicklungen aussagt, eine Validierung ihrer Messinstrumente und eine Beurteilung ihrer Reliabilität ist die linguistische Diskursanalyse aber letztlich schuldig geblieben.“ (Scharloth/Eugster/Bubenhofer 2013, S. 346)

Obwohl mangelnde Anerkennung in anderen Disziplinen nicht immer sachliche Gründe hat und obwohl man auch anderswo nicht nur mit der überprüften Validität von Aussagen Eindruck macht, so bleibt doch die Frage, worin ein originärer Beitrag linguistischer Diskursforschung liegen könnte – jenseits einer unstrittigen (aber womöglich in den Augen anderer gar nicht notwendigen) Kompetenz in der differenzierten Explizierung sprachlicher Verfahren der Semiose in größeren Zusammenhängen. Eine Möglichkeit der Profilierung scheint im Anschluss an texttechnologische Verfahren zu liegen.

Deshalb ist die Kritik von Scharloth/Eugster/Bubenhofner (2013) auch motiviert von der Begründung eines anderen, nämlich datengetriebenen Vorgehens, von dem im nächsten Abschnitt die Rede sein soll.

3. Big data, Frames und/oder Diskurse: hermeneutisch?

Die texttechnologischen Verfahren, die Scharloth/Eugster/Bubenhofner (2013) vorstellen, bestehen durch ihre gigantischen Datenmengen (271,43 Millionen Wortformen im untersuchten ZEIT-Archiv) und die zunächst simple und dann raffiniertere Eleganz ihrer Schritte. Die Methode und damit auch der Gegenstand dessen, was untersucht wird, haben sich aber gegenüber der herkömmlichen Diskursforschung komplett verändert. Es müssen nicht Texte verstanden werden, vielmehr identifiziert man lexikalische Frames, deren Elemente anhand des neu bearbeiteten onomasiologischen Wörterbuchs von Dornseiff (2004) gefunden werden. Zum genaueren Verständnis dieses Vorgehens soll auch auf zwei andere linguistische Ansätze geschaut werden, auf die ‚distributive Semantik‘ von Heringer (1999) und die ‚kognitive Semantik‘ von Ziem (2008, 2013).

Die große Datenbasis bei Scharloth/Eugster/Bubenhofner dient – wie wir gesehen haben – nicht dazu, Frames in einer Art hermeneutischen Spiral-Verfahrens zu ermitteln, wie das Heringer in seinem Versuch einer ‚distributiven Semantik‘ angedeutet hat (dazu Holly 2001, S. 127):

„Wie gewinnt man einen Frame? In unserer Darstellung klingt es öfter so, als ginge man vom Frame aus und schaue nach den Realisierungen. Aber Frames müssen wir eruieren, aus den sprachlichen Daten gewinnen. Darum ist die Frage, wie sich Frames und Slots zeigen und wie wir sie erkennen. Irgendwie müssen wir doch ein Bewusstsein von ihnen gewinnen. Natürlich haben wir auch Beispiele. [...] Aber das ist erst einmal wenig. Ihre Auswahl setzt den Frame voraus.“ (Heringer 1999, S. 128)

Bei Heringer, der mit einem Korpus von ca. 50 Millionen ‚Textwörtern‘ arbeitete, ging es eigentlich um die statistische Gewinnung von „affinen Wörtern“, d.h. von Kollokatoren, ohne dass man für die Kollokationen unbedingt propositionale Strukturen in den Frames vermutete (Heringer 1999, S. 98), auch Assoziatives gehörte dazu. Ziel war jedenfalls eine eigene Art von Frame-‚Semantik‘ in Form von Sterngraphen, d.h. in erster Linie die Darstellung von Bedeutungen und damit auch der Zugang zu semantischem Wissen, der „subjektiven Seite der Bedeutung“ (Heringer 1999, S. 22).

Anders bei Scharloth/Eugster/Bubenhofner: Da die Frames (nach Dornseiff) nun schon vorausgesetzt werden, kann man sich anderem zuwenden.

Jetzt werden (neben weiteren Fragestellungen) – analog zu „affinen Wörtern“ – „textspezifische Framekollokationen“ verfolgt; es geht nämlich unter anderem darum, solche „Frames zu identifizieren, die in Zeitungstexten signifikant häufig zusammen vorkommen“ (Scharloth/Eugster/Bubenhofner 2013, S. 365). So gewinnt man „Kollokationsgraphen“, die den „Diskurs als Wissensgeflecht“ visualisieren und in denen man anhand von Verschiebungen sprachliche Umbrüche nachvollziehen kann, z. B. von 2004 bis 2011 im Ökonomie-Cluster von den Frames ‚Verkaufen, Handel, Kaufen, Markt‘ hin zu ‚Verleihen, Sicherheitsleitung, Verpflichtung, Unternehmensgewinn‘, woraus man auf eine Tendenz schließt, die Wirtschaft zunehmend in einer Bringschuld gegenüber dem Staat zu sehen. Könnte man nicht auch sagen, hier werde rekonstruiert, wie sich die Bedeutung des Frames ‚Wirtschaft‘ im entsprechenden Zeitraum in unserem kollektiven Wissen verändert hat?

Ziem (2008) dagegen nimmt in seiner großen Arbeit zu „Sprache und Wissen“ für Frames propositionale Strukturen an, die man in Einzel-Diskursen aufsuchen muss; diese kann man als „virtuelle Textkorpora“ (im Sinne von Busse/Teubert 1994, S. 14) verstehen, muss sie dann in einer Teilmenge, dem ‚konkreten Textkorpus‘, bearbeiten:

„Frames können auf der Basis eines Textkorpus bestimmt werden, indem zunächst die Okkurenzen der phonologischen Einheit (die den zur Disposition stehenden Frame evoziert) im Korpus identifiziert werden, um auf dieser Grundlage zu bestimmen, was von dieser Entität prädiert wird. Das Resultat ist eine große Menge an Propositionen, die insgesamt die Inhaltsdimension des Frames ausmachen, wie sie im zugrunde gelegten Korpus vorzufinden ist.“ (Ziem 2008, S. 287 f.)

Auch ihm geht es also – wie Heringer – um die Bestimmung von Frames, denn die Frames sind im Rahmen einer ‚kognitiven Semantik‘ (Ziem 2013) der Schlüssel zur Erschließung der kognitiven Realität des relevanten Bedeutungswissens (ebd., S. 219), das uns erst ermöglicht, die Welt wahrzunehmen und zu verstehen; in seiner Fallstudie (Ziem 2008, S. 367–440) analysiert er eine Metapher, den Frame ‚Heuschrecken‘, aus einem Korpus von 70 Artikeln aus drei Tageszeitungen und der ZEIT, die über wenige Wochen nach einer Äußerung des SPD-Politikers Müntefering eine „Kapitalismus-Debatte“ führten. Entsprechend betont Ziem, dass Frames nicht nur „zur kognitiven Repräsentation von Wissen“ dienen, sondern ebenso zur Erschließung der „Entstehung, Veränderung und Etablierung von sprachlichen Bedeutungen in diskursiven Zusammenhängen“ (Ziem 2013, S. 219).

Was allen drei Forschungsansätzen gemeinsam ist: Sie unterstellen Zusammenhänge (Netze oder Geflechte) von Frames, die sprachliche Bedeutungen und Wissensstrukturen miteinander verbinden und die in Texten

bzw. Diskursen generiert sind. Und: Diese Zusammenhänge können nicht nur theoretisch postuliert und an Beispielen illustriert werden, sondern sie müssen empirisch aus Korpusdaten ermittelt werden. Da wir die Frames also nicht individuell in den Köpfen entdecken können, obwohl sie da auch zumindest implizit im Wissen vorkommen (könnten) – jedenfalls hält man hierfür die Methode der Introspektion des Forschers heute nicht mehr für ausreichend –, muss man sie in möglichst größeren (sprachlichen) Zusammenhängen aufsuchen, in Korpora eben. Damit trägt man dem Umstand Rechnung, dass (sprachliche) Bedeutungen eine kognitive und eine kommunikative Realität sind, dass sie also zugleich individuelle und soziale Realität sind; man könnte auch sagen, dass Sprache nur in der dialektischen Spannung von Individualität und Sozialität möglich ist.

Was bei allen drei Forschungen unterschiedlich ist: Sie setzen an verschiedenen Stellen des Zusammenhangs an, (1) indem sie texttechnologisch vorgehen oder nicht, (2) indem sie Frames erst gewinnen bzw. schon voraussetzen, (3) indem sie die Rolle von Diskursen nicht oder doch (mehr oder weniger) einbeziehen, und (4) indem sie die hermeneutische Hebelwirkung ihres Vorgehens unterschiedlich markieren.

(1) Heringer und Scharloth/Eugster/Bubenhofer verarbeiten (unterschiedlich) große Datenmengen: bei Heringer (1999, S. 44) 50 Millionen Textwörter aus dem Mannheimer und dem Augsburgener Korpus mit 80 % Zeitungstexten, 10% literarischen Texten, 5% gesprochener Sprache; bei Scharloth/Eugster/Bubenhofer (2013, S. 351) 271 Millionen Wortformen aus dem ZEIT-Archiv. Entsprechend können diese Datenmengen nur mithilfe von statistischen Methoden behandelt werden; bleibt die Frage, welchen Anteil dennoch qualitative Schritte haben, ohne die man ja gar nichts verstehen kann; oder, wie Heringer (1999, S. 43) formuliert: „quantitative Analyse ohne qualitative Analyse ist blind“.

Auch Ziem (2008) bearbeitet seine 70 Artikel nicht ohne elektronische Unterstützung, aber dabei geht es nur um das Auffinden von Belegstellen, die annotiert werden müssen, dann müssen sie in Prädikationen überführt werden; danach folgt ein aufwändiges Verfahren der Framekonstruktion, ähnlich wie bei Konerding (1993); der methodische Leitfaden umfasst ca. 14 Seiten (Ziem 2008, S. 406–421). Es versteht sich, dass hier nicht ohne Textverstehen gearbeitet werden kann. Wenn Ziem quantitativ vorgeht, dann bedeutet das, dass 173 Okkurrenzen der Heuschrecken-Metapher letztlich daraufhin untersucht werden, welche Standardwerte die Heuschrecken-Metapher herausbildet; bei „Aufretenshäufigkeiten“ bestimmter Prädikationen geht das Zählen maximal bis 15. Es versteht sich also weiter, dass hier nicht die Zahlen dominieren, sondern die Plausibilität der (mehr oder weniger häufigen) Zuordnungen.

Die komplementäre Fortsetzung des oben erwähnten Heringer-Zitats, sie lautet: „qualitative Analyse ohne quantitative Analyse hat wenig Aussagekraft“ (Heringer 1999, S. 43), provoziert deshalb die Frage, ab welchen Quantitäten diese Aussagekraft entsteht. Derart quantitative Aussagekraft scheint mir eben nur in tatsächlich quantitativ dominierten Verfahren, z. B. im Umgang mit *big data*, wirklich überzeugend.

(2) Heringer und Ziem wollen die Frames, die man zwar ‚irgendwie‘ schon kennt, aber eben nicht ‚richtig‘, erst entdecken bzw. sogar „den Einfluss von Diskursen auf die Bedeutung sprachlicher Diskurselemente systematisch [...] beschreiben“ (Ziem 2008, S. 439). Beide argumentieren gegen introspektive Verfahren (Heringer 1999, S. 41 f.; Ziem 2008, S. 375), die Heringer als „nur in einem sehr spezifischen Sinn“ für „empirisch“ (Heringer 1999, S. 41) hält und dagegen die Vorteile seines Verfahrens folgendermaßen charakterisiert:

„Demgegenüber scheint ein entdeckendes Verfahren empirisch erfolgreicher. Es werden nicht einfache strukturelle Zusammenhänge an das Korpus herangetragen, sondern die Strukturen aus dem Korpus eruiert. Vor allem kann der Semantiker interaktiv seine Fragestellungen und Interpretationen anpassen und verbessern. Es scheint plausibel, dass damit eine wesentliche Beschränkung entfällt. Nicht der untersuchende Linguist bestimmt die Bedeutungshypothesen, sie werden aus dem Korpus entwickelt und vom Linguisten nur gedeutet. Ziel des entdeckenden Verfahrens ist die Vielfalt zu entdecken.“ (Heringer 1999, S. 41 f.)

Beide wissen aber schon, nach welchen Frames sie suchen. Dagegen setzen Scharloth/Eugster/Bubenhofer zwar schon die Kenntnis der Frames voraus, aber alles andere oder zumindest Wesentliches geschieht nach der „Logik datengeleiteter Forschung und generiert Analysekatogorien aus den Daten selbst“ (Scharloth/Eugster/Bubenhofer 2013, S. 349). Die Frames, die ja nicht aus den Daten generiert sind, sondern aus der „Taxonomie“ von Dornseiff (2004), werden also gar nicht als Analysekatogorien verstanden. Man schließt von der Vorkommenshäufigkeit der entsprechenden Lemmata auf „Konjunkturen von Frames“ bzw. von entsprechenden Kookurrenzen auf „sich wandelnde Verbindungen der Frames untereinander“ und von da auf den „Wandel von Realitätskonstruktionen durch die Medien“ (ebd., S. 350 f.). Man könnte allenfalls argumentieren, dass derlei Beobachtungen nichts anderes anzeigen als Veränderungen in den Frames selbst.

Grundsätzlicher kann man natürlich mehr als starke Zweifel daran haben, ob die Wörter-Zusammenstellungen von Dornseiff (2004) Frames im Sinne von Ziem oder sogar von Heringer identifizieren können (der den Begriff im Übrigen erst spät einführt und sich dabei nicht explizit an die bisherige For-

schung zu Frames anschließt), zumal von der Identitätsproblematik (s. u.) abgesehen wird; man kann auch die Verbindung zu Frames im Sinne von Goffman (1974), auf den sich Scharloth/Eugster/Bubenhofner (2013, S. 350) explizit beziehen, für sehr lose halten. Zwar vermutet Wegner (1985) in onomasiologischen Wörterbüchern „Frame-ähnliche Strukturen“ (zitiert nach Busse 2012, S. 462), aber eben keine Frames. Im Dornseiff-Wörterbuch wird der Frame-Begriff – historisch begreiflich – nicht verwendet, aber eben auch nicht in der aktuellen Bearbeitung. Scharloth/Eugster/Bubenhofner (2013, S. 352, Anm. 17) konzidieren immerhin, dass die „Statik“ der Dornseiff-Taxonomie problematisch sei, dies werde aber durch die robuste „Breite an teils wenig gebräuchlichen Lemmata“ kompensiert; mir scheint dieses Argument angesichts der äußerst bunten Dornseiff-Listen aber für die Frame-Relevanz nicht zu greifen. Andernfalls könnten sich Heringer, Ziem und andere ihre mühevollere Frame-Konstruktionsarbeit sparen.

(3) *Diskurs* taucht bei Heringer (1999) nicht auf, weder im Singular noch im Plural, er spricht aber vom „Textstrom“, in dem sich „die Bedeutung von Lexemen [...] konstituiert“, in dem sie erworben wird (ebd., S. 10) und in dem alle Arten von Wort-Affinitäten möglich sind (ebd., S. 107). Das klingt nicht viel anders, als wenn Teubert vom „Diskurs“ spricht, der – so z. B. Teubert (2013, S. 71) – „in etwa Saussures *parole* und Chomskys Performanz“ entspreche (wobei er vermutlich beiden Unrecht tut), *der* Diskurs sei „die Gesamtheit verbaler Interaktionen“ (ebd., S. 74). Gemeint ist aber wohl, was Jäger (2010, S. 189) bei Saussure als Teil eines Begriffs in zwei Varianten rekonstruiert, und zwar den „sozialen Begriff der *Parole* im Sinne einer diskursiven (dialogischen) Hervorbringung sprachlichen Sinnes“ (im Gegensatz zu einem „individuellen *Parole*-Begriff“ (ebd.); Hervorhebungen im Original). Weiter heißt es bei Teubert:

„Dieser Gesamtdiskurs, also die Gesamtheit all dessen, was, seitdem es Sprache gibt, gesagt worden ist, kann in Einzeldiskurse aufgeteilt werden. Einzeldiskurse sind Konstrukte. [...] Diskursanalytiker benutzen [...] gern objektivierbare, von außen an die Texte herangetragene Kriterien, Parameter wie Zeitraum, Thematik, Genre etc.“ (Teubert 2013, S. 77)

Hier setzt die Kritik von Scharloth/Eugster/Bubenhofner (2013) an. Sie wenden sich vor allem gegen das „Dogma der thematischen, gegenstands- oder wissenskomplexspezifischen Bestimmung von Diskursen“ (ebd., S. 346); stattdessen propagieren sie den „Diskurs als Wissensgeflecht“ (ebd., S. 361 ff.), der aber nicht einfach wieder die Gesamtheit meint, die ja ohnehin nicht zu erfassen ist, sondern zunächst unbestimmte rhizomatische Strukturen mit Verdichtungen und „Wucherungen“, die sich – erst sichtbar durch

„Kartografierung“ – „um gewisse Begriffe und Themen bündeln“ und die „als Diskurse bezeichnet werden können“ (ebd., S. 362 f.). Da der Ausschnitt aus dem Gesamtdiskurs nicht mehr nach Kriterien von außen gewählt wird, muss die Wahl des Korpus – wie groß auch immer – umso folgenreicher für die Analyse sein. Sie bestimmt nun nicht mehr nur Bedeutungen und Wissensstrukturen, sondern auch die Wahrnehmung von Diskursen. Versteht sich, dass aus der ZEIT vermutlich andere Strukturen entdeckt werden als aus einem Boulevard-Blatt. Nur die Frames müssen nun vorausgesetzt werden, denn irgendwo muss man ansetzen. Mit anderen Worten: ‚gänzlich datengeleitet‘ geht es nicht.

Bei einem thematisch (und zugleich zeitlich) umrissenen Diskurskorpus, wie es Ziem (2008) ansteuert, ist natürlich auch der Umfang der Texte folgenreich, aber man hat dafür ja Kriterien, zumal wenn man mit Busse/Teubert (1994, S. 14 f.) Textkorpora ‚virtuell‘, d.h. ‚offen‘ konzipiert. Die Frage ist hier, ob man damit genauso weit über den Tellerrand blicken kann wie mit einem rhizomatisch offenen Textgeflecht, das Verdichtungen (nur korpusabhängig) identifiziert, während es für Busse/Teubert (1994, S. 17) als Abgrenzungskriterium nur ein „hermeneutisches Diskursverständnis“ geben kann, wie Ziem bemerkt und entsprechend klar kommentiert:

„Die Einschätzung der Relevanz eines Textes und die darauf basierende Selektion der korpuskonstituierenden Texte setzen den interpretierenden, verstehenden Eingriff des Forschers oder der Forscherin voraus.“
(Ziem 2008, S. 389)

Hier zeigen sich zwei Linien, die eines gemeinsam haben. Es bleibt in jedem Fall eine wichtige Frage, wie man das Korpus konstituiert: kleiner, aufgrund von Interpretation, oder größer, vermutlich nach Gesichtspunkten der Verfügbarkeit. In einem Fall ist der Zusammenhang von Diskurs und Korpusbildung unmittelbar und hermeneutisch gesteuert, im anderen Fall umgekehrt, aber auch nicht ohne Interpretation, denn Verdichtungen als Diskurse zu deuten, scheint – wie oben am Beispiel des Ökonomie-Frame erkennbar – durchaus keine triviale Aufgabe.

(4) Damit sind wir bei der hier am meisten interessierenden Frage: Wie steht es mit der Rolle der Hermeneutik? Es ist schon deutlich geworden, dass sich Heringer bei aller datengeleiteten Entdeckeremphase der Rolle seiner Interpretationen sehr wohl bewusst ist, jedenfalls expliziert er sie in höherem Maße als die anderen beiden Ansätze:

„Entscheidend für den Wert der distributiven Analyse ist die Interpretation der Ergebnisse. Die Interpretation ist geprägt durch das Empiriedi-

lemma, dass man eine Analyse konzipiert, um bestimmte Fragen zu beantworten, dass man aber das Design der Antwort nicht kennt und erst recht nicht die Antwort selbst beurteilen kann. Man bekommt, was man bekommt. Man muss versuchen, das Ergebnis zu verstehen; man muss entdecken, wie man es praktisch nutzen kann; und man muss diese Nutzung verbessern.

Der Empiriker ist ein entdeckender Anarchist. Er könnte nichts Neues entdecken, wenn er sich strikt an das Bestehende hält, an die bestehenden Regeln und Methoden, an die bestehenden Kenntnisse. [...]

Deutungen leben von ihrer Plausibilität. Aber letztlich muss der Semantiker immer Teilnehmer werden. Denn sonst könnte er nicht verstehen, worum es geht.“ (Heringer 1999, S. 105 f.)

Ziem räumt – wie oben belegt – ein, dass es bei der Korpuskonstitution nicht ohne hermeneutische Eingriffe gehen kann und erweitert dies durch den Hinweis auf Metaphernanalysen, für die man nur auf hermeneutischer Grundlage Texte auswählen könne (Ziem 2008, S. 389). Er widerspricht aber Heringer in dessen Verfahrens-Beschreibung, dass die Auswahl von Frame-Mitspielern die Kenntnis des Frames voraussetzten (s. o.), also in einer Art hermeneutischen Vorgehens gewonnen werden müssten und begründet seinen Widerspruch mit dem Hinweis auf Matrix-Frames als „Analyseraster“, die es erlauben „die relevanten Standardannahmen erst zu eruieren“, weil sie „inhaltsleere Formate“ seien, „Instrumente zur Bestimmung verstehensrelevanten Wissens“, die nur Möglichkeiten der Wissensspezifikation anzeigen, und folgert: „Die Kenntnis der Standardwerte wird also gerade nicht vorausgesetzt“ (Ziem 2008, S. 374).

Was aber vorausgesetzt wird, sind die Matrix-Frames, die hier gleichsam ewig konstruiert und damit ontologisiert sind. Auf jeden Fall müssen sie einer dynamischen Interpretation geöffnet werden, will man auf ihrer Grundlage der Flexibilität sprachlicher Verhältnisse gerecht werden. Fragt sich also, ob diese Formate/Instrumente wirklich ‚inhaltsleer‘ sind. Handelt es sich vielleicht um Hilfsmittel beim Verstehen, um die Systematisierung von Analyseaspekten, wie sie auch die oben angeführten Kataloge darstellen, deren Anwendung aber immer hermeneutische Prozesse erfordert, damit in gewissem Sinn auch die ‚Kenntnis des Frames voraussetzt‘?

Scharloth/Eugster/Bubenhofer würden wohl niemals die Relevanz hermeneutischen Vorgehens bestreiten, denn sie müssen ja – wie Heringer – besonders viel neu Entdecktes verstehen. Es geht explizit nicht um eine Alternative zur Interpretation, sondern „im besten Fall“ um die Gewinnung „neuer interpretativer linguistischer Analysekatoren“:

„Statt eine Hypothese mit vorher festgelegten Analysekategorien zu überprüfen, werden in einem Korpus sämtliche Muster berechnet, die sich bei der Anwendung vorher festgelegter Algorithmen ergeben. Diese Muster werden im Anschluss kategorisiert. Damit geraten häufig Evidenzen in den Fokus, die entweder quer zu den vorher existierenden Erwartungen stehen und die Grundlage für neue Hypothesen sind, oder im besten Fall sogar solche Evidenzen, die die Bildung neuer interpretativer linguistischer Analysekategorien nahelegen.“ (Scharloth/Eugster/Bubenhofer 2013, S. 348)

Dabei sind sich sehr wohl dessen bewusst,

„dass auch beim datengeleiteten Verfahren vorgängiges Wissen in den Forschungsprozess einfließt, und zwar: (1) durch die Wahl der Korpora, (2) hinsichtlich der Gestaltung der Algorithmen zur Musterberechnung, (3) bei der Festlegung dessen, was als linguistische Untersuchungseinheit (token) gelten soll, und (4) bei der Festlegung dessen, welche Einheiten-typen eigentlich als potentieller Bestandteil eines Musters aufgefasst werden sollen. Schließlich ist (5) auch das Kategorisieren der Daten im Anschluss an die Musterberechnung ein interpretativer Prozess, der zwar durch statistische Verfahren teilweise objektiviert werden kann; dennoch ist die Menge der Daten meist so umfangreich, dass eine weitere Reduzierung und Gewichtung im Sinne des Forschungsinteresses vorgenommen werden muss.“ (ebd., Anm. 9)

Fragt sich, ob mit dem großen Aufwand wirklich Neues ermittelt wird. Im Falle des Befundes, dass „ökonomischer Erfolg und bürgerliche Tugenden prägende Elemente der Adenauer-Ära waren“, wird auch offen eingeräumt, dass dies „wenig originell“ sei (ebd., S. 359), dafür aber mit dem Argument legitimiert, dass dies „als Indiz für die Validität der Frameanalyse“ gelten könne. Dies klingt nach Immunsierungsstrategie und man darf die Frage stellen, ob angesichts der großen Menge an Vorwissen, die man braucht, um die begriffliche Vagheit der Frames und ihrer Verschiebungen überhaupt sinnvoll zu deuten (s.o. das Beispiel im Rahmen der Finanzkrise), nicht der Vorverständnis-Input gewichtiger ist als der Daten-Output.

Immerhin muss man zugeben, dass das Hantieren mit diesen Datenmengen eindrucksvoll ist und dass – wie die Autoren schreiben – sie ihr Vorgehen „als erste Schritte auf einem offenen wissenschaftlichen Feld und nicht als Baustein einer Methodologie“ (ebd., S. 377) begreifen. Eines steht aber fest: Es muss – wie schon bei Heringer – sehr viel statistisch Aufbereitetes gedeutet werden, zwar nicht Texte selbst, aber semantisches Material aus Texten mit beträchtlicher „Ladung“, Material, das implikationsreich ist und auch der Deutung bedarf.

4. Diskurse als Orte der Semiose

Mit der Möglichkeit, die großen Linien sprachlicher Bewegungen zu verfolgen, sei es in ungeordneten Datenmengen ohne thematische Vorordnung, sei es in klassischen Einzeldiskursen, eröffnet sich aber nichts anderes als ein neuer, ein empirischer Blick auf den Prozess der Semiose, der Zeichengeneese, in dem „die Sprache, auf der jeweiligen Stufe ihrer geschichtlichen Transformation, als transzendental-semiologisches Medium unserer Erkenntnis immer aufs neue zu erzeugen ist“ (Jäger 1976, S. 239). Dass dieser Prozess nur auf der Grundlage einer „historisch-hermeneutischen Idee der Sprache“ zu verstehen ist, hat Ludwig Jäger seit seiner Düsseldorfer Dissertation (Jäger 1975) im Zuge der Rekonstruktion der authentischen Sprachauffassung de Saussures immer wieder dargelegt, zuletzt in seiner Saussure-Einführung (Jäger 2010); dort charakterisiert er zusammenfassend dessen eigentliche und verblüffend moderne Konzeption von Sprache, gleichwohl in der Tradition von Humboldt und Dilthey, mit Argumenten gegen die verfälschenden Positionen des „Cours de linguistique générale“, die bis heute immer noch mit Saussure identifiziert werden, in Wirklichkeit aber mehr die Handschrift der postumen Herausgeber Bally und vor allem Sechehaye tragen.

Dreh- und Angelpunkt der Argumentation für Saussures hermeneutische Begründung der Sprachtheorie, die Jäger ausführt und die hier nur skizzenhaft angedeutet werden kann, ist das Problem der ‚Identität sprachlicher Entitäten‘ (Jäger 2010, S. 130 ff.). Sie folgen nicht aus irgendwie vorgängigen Ontologien, sie können deshalb niemals „gesichtspunktfrei gegeben“ sein, sondern resultieren – gemäß Saussures Idee der vollständigen Rückführbarkeit von Identität (des Zeichens) auf Differenz im System – einzig aus den „realitätskonstitutiven und differenzierenden Leistungen des ‚Bewußtseins‘, das die Sprecher einer Sprache zu einem bestimmten Zeitpunkt teilen und das insofern die Begründungsbasis für sprachwissenschaftliche Identitätsurteile [...] abgibt“ (ebd., S. 130).

Jäger legt im Detail dar (ebd., S. 175 ff.), dass – da die Objekte ja nicht in unmittelbarer Beobachtung vorliegen – damit die linguistische Gegenstandskonstitution nur unter einem ‚Gesichtspunkt‘ möglich ist, der aber nicht – wie im *Cours* und im gesamten Strukturalismus angenommen – ‚frei wählbar‘ ist, sondern es handelt sich nur um „sekundäre Identitätsurteile“, „die der primären, vorthoretischen Identität sprachlicher Daten angemessen sein müssen“ (ebd., S. 179). Jäger folgert daraus:

„Die theoretischen linguistischen Identitätsurteile müssen also die vorthoretischen, sprachlichen Identitätsurteile kompetenter Sprecher rekonstruieren. [...] Das sprachliche Wissen, das dem Gebrauch der

Sprecher zugrunde liegt, ist die entscheidende Instanz für die Identitätsbestimmung sprachlicher Entitäten.“ (ebd.)

Dabei folgt – so Jäger – Saussure „dem Schleiermacher-Diltheyschen methodologischen Verfahren des sogenannten ‚hermeneutischen Zirkels‘“ (ebd., S. 112), wobei er explizit mit den Begriffen ‚Induktion‘ und ‚Divination‘ arbeitet, ein Verfahren, das Jäger folgendermaßen zusammenfasst:

„Die induktiv gesammelten Daten müssen durch eine divinatorisch gewonnene Hypothese theoretisch konstituiert werden, aus der dann deduktiv Prognosen abgeleitet werden können [...], die sich wiederum an den Daten bewähren müssen [...].“ (ebd.)

Wie und wo kann man besser Daten sammeln und die Bewährung von Hypothesen überprüfen als durch eine korpuslinguistische Diskursanalyse, im wohlverstandenen hermeneutischen Prozess? Diskursanalytisch sollte man auch deshalb vorgehen, weil damit die historische Dimension, die in der Semiose unhintergebar ist, erfasst werden kann. Jägers Darstellung des Saussureschen Zusammenhangs von Sprachzeichenprozess mit einem kognitiven und kommunikativen Anteil liest sich wie ein Plädoyer für eine umfassende Diskurshermeneutik:

„Die Identität der Zeichen wird zwar im Bewusstsein der Sprecher – im jeweiligen Sprachsystem – bewahrt, sie muss sich aber fortwährend in Akten der sozialen Re-Editierung, also im Diskurs, bewähren. Rekonstruiert werden darf deshalb die Zeichensynthese nicht nur als bewusstseinsinterner Prozess, [...] sondern sie muss als eine semiologische Operation in den Blick genommen werden, die ihre spezifische Verfahrenslogik erst im Vermittlungszusammenhang ihrer systematischen, historischen und sozialen Bedingungen entfalten kann.“ (ebd., S. 203)

5. Fazit

Fragt man danach, was die Sprachwissenschaft – über eine Hilfsfunktion für andere Disziplinen wie Geschichte oder Soziologie hinaus – diskursanalytisch leisten kann, könnte man zunächst auf die umfangreichen Kataloge von Analysekatoren verweisen, die im Rahmen einer historisch-semantischen oder pragmatisch motivierten (kritischen) Diskurslinguistik entwickelt wurden, neuerdings auch auf elaborierte Verfahren der Texttechnologie, die allesamt hermeneutisch vorgehen müssen, wenn auch mit sehr unterschiedlichen Ansatz- und Schwerpunkten. Eine genuine und auch sprachtheoretisch

reizvolle linguistische Aufgabe kann man aber in der Rekonstruktion des/der Diskurse/s sehen, weil sie die empirischen Orte sind, an denen man den fundamentalen Prozess der Semiose – wie er in einer wieder freigelegten Saussure-Lektüre konzipiert wurde – aufsuchen kann.

Literaturverzeichnis

- Biere, B. U. (1989): Verständlich-Machen. Hermeneutische Tradition – Historische Praxis – Sprachtheoretische Begründung. Tübingen: Niemeyer.
- Brunner, O./Conze, W./Koselleck, R. (Hrsg.) (1972–1997): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. 8 Bände. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, D. (1987): Historische Semantik. Analyse eines Programms. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, D. (2012): Frame-Semantik. Ein Kompendium. Einführung – Diskussion – Weiterentwicklung. Berlin und Boston: de Gruyter.
- Busse, D. (2013): Linguistische Diskurssemantik: Rückschau und Erläuterungen nach 30 Jahren. In: Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.) (2013): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 31–53.
- Busse, D./Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Busse, D./Teubert, W. (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, D./Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.) (2013): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS.
- Dilthey, W. (1958): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Gesammelte Schriften. VII. Band. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Dornseiff, F. (2004): Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen. 8., völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin und New York: de Gruyter.
- Flick, U./Kardoff, E.v./Keupp, H./Rosenstiel, L.v./Wolff, St. (Hrsg.) (1995): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Fraas, C. (1996): Gebrauchswandel und Bedeutungsvarianz in Textnetzen. Die Konzepte „Identität“ und „Deutsche“ im Diskurs zur deutschen Einheit. Tübingen: Narr.
- Fritz, G. (1998): Historische Semantik. Stuttgart und Weimar: Metzler.
- Goffman, E. (1974): Frame analysis: An essay on the organization of experience. New York: Harper and Row.
- Heringer, H. J. (1999): Das höchste der Gefühle. Empirische Studien zur distributiven Semantik. Tübingen: Stauffenburg.
- Hermanns, F. (2003): Linguistische Hermeneutik. Überlegungen zur Einrichtung eines in der Linguistik bislang fehlenden Teilfaches. In: Linke, A./Ortner, H./Portmann-Tselikas, P.R. (Hrsg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer, S. 125–163.

- Hermanns, F. (2007): Diskurshermeneutik. In: Warnke, I. H. (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin und New York: de Gruyter, S. 187–210.
- Hermanns, F./Holly, W. (Hrsg.) (2007): Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. Tübingen: Niemeyer.
- Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.) (1997): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske und Budrich.
- Hitzler, R./Reichert, J./Schroer, N. (Hrsg.) (1999): Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: UVK.
- Holly, W. (2001): ‚Frame‘ als Werkzeug historisch-semantischer Textanalyse. In: Diekmannshenke, H./Meißner, I. (Hrsg.): Politische Kommunikation im Wandel. Tübingen: Stauffenburg, S. 125–146.
- Jäger, L. (1975): Zu einer historischen Rekonstruktion der authentischen Sprachidee F. de Saussures. Diss. Düsseldorf.
- Jäger, L. (1976): F. de Saussures historisch-hermeneutische Idee der Sprache. In: Linguistik und Didaktik 27, S. 210–244.
- Jäger, L. (1977): Zu einer hermeneutischen Begründung der Sprachtheorie. Historisch-semantische Skizze. In: Germanistische Linguistik 5-6, S. 1–78.
- Jäger, L. (2010): Ferdinand de Saussure zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Jung, M. (2001): Hermeneutik zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Keller, R. (2007): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 3., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2012): Das interpretative Paradigma. Wiesbaden: VS.
- Konerdig, K.-P. (1993): Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Tübingen: Niemeyer.
- Koselleck, R. (1972): Einleitung. In: Brunner, O./Conze, W./Koselleck, R. (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. 8 Bände. Stuttgart: Klett-Cotta, Band 1., S. XIII–XXVII.
- Kurt, R. (2004): Hermeneutik. Eine sozialwissenschaftliche Einführung. Konstanz: UVK.
- Linke, A./Ortmann, H./Portmann-Tselikas, P. R. (Hrsg.) (2003): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer.
- Scharloth, J./Eugster, D./Bubenhofer, N. (2013): Das Wuchern der Rhizome. Linguistische Diskursanalyse und Data-driven Turn. In: Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 345–380.
- Schroer, N. (Hrsg.) (1994): Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Soeffner, H.-G. (1989): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Spitzmüller, J./Warnke, I. H. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin und New York: de Gruyter.
- Stötzel, G. (1995): Einleitung. In: Stötzel, G./Wengeler, M. (Hrsg.): Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin und New York: de Gruyter, S. 1–17.
- Stötzel, G./Wengeler, M. (1995): Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin und New York: de Gruyter.
- Teubert, W. (2013): Die Wirklichkeit des Diskurses. In: Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, S.55–146.

- Warnke, I. H./Spitzmüller, J. (Hrsg.) (2008): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin und New York: de Gruyter.
- Wegner, I. (1985): Frame-Theorie in der Lexikographie. Untersuchungen zur theoretischen Fundierung und computergestützten Anwendung kontextueller Rahmenstrukturen für die lexikographische Repräsentation von Substantiven. Tübingen: Niemeyer.
- Ziem, A. (2008): Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz. Berlin und New York: de Gruyter.
- Ziem, A. (2013): Wozu Kognitive Semantik? In: Busse, D./Teubert, W. (2013): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, 217–240.